



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Fastnachtsgebräuche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Fastnachtsgebräuche.

In zwei frühern Aufsätzen wurde auf die Sitten und den Aberglauben aufmerksam gemacht, welche sich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands an Ostern und Pfingsten, an den Mittsommertag und an die zwölf Nächte der Weihnachtszeit knüpfen. Die folgende Darstellung ist bestimmt, die noch fehlenden Daten aus dem Februar nachzuholen und namentlich zu zeigen, daß auch die Fastnacht mit ihren Pössen und ihren Schmäusen zum Theil in das Reich der Nachklänge des deutschen Heidenthums gehört.

Am welchem Tage das Fest gefeiert wurde, dessen Erinnerungen und Reste sich mit den römischen Lupercalien und verschiedenen Einflüssen des mittelalterlichen Christenthums zu der Gestalt verschmolzen, die im Folgenden zu schildern sein wird, welcher Gottheit es galt und wie es sich ausgenommen haben mag, als Römerthum und Christenthum die Alpen noch nicht überstiegen hatten, wird immer Gegenstand bloßer Vermuthung bleiben. Daß im Februar von den alten Germanen ein großes Fest gefeiert worden ist, dürfte mehr als bloße Vermuthung sein und selbst über jene dunklern Punkte liegen wenigstens einige beachtenswerthe Andeutungen vor. Jacob Grimm hat in seiner deutschen Mythologie einen Kalender der heidnischen Feste versprochen. Das Folgende soll zeigen, wie wir uns ungefähr das Bild denken, welches dieser Kalender von der Feier entwerfen wird, deren Spuren uns in den Gebräuchen, Bauernregeln und dem Aberglauben unsrer Fastnachtszeit aufgehoben sind, wobei indeß von vornherein zu bemerken ist, daß das Ganze unsrer Darstellung bei dem uns zugemessenen Raume keinen Anspruch auf eine streng wissenschaftliche Untersuchung machen kann, sondern nur Material liefern und nebenher zu weiterem Suchen anregen soll.

Wir glauben, um das Ergebniß der nächstehenden Betrachtungen gleich zu Anfang anzukündigen, daß ein Theil der Sitten, Sagen und Redensarten, welche sich unter dem Volke an Lichtmesse und Fastnacht knüpfen, Reste eines Festes sind, mit welchem die deutschen Heiden den Frühling empfangen und wir vermuthen, daß dieses Fest von einigen Stämmen um die Zeit des Wiederauflebens des Safts in den Bäumen und des Wiedererscheinens der Lerchen Grenzboten. I. 1856.

begangen wurde, wie andre den Frühling mit dem Grünwerden des Waldes und der Wiederkehr der Störche einziehen lassen. Wir meinen endlich, daß dieses Fest, wenn es überhaupt einer einzelnen Gottheit galt, in mehrern Strichen zu Ehren einer weiblichen stattgefunden haben muß. Im Folgenden geben wir, hin und wieder einen Schluß einflechtend, die Belege dazu. Sie sind in Gruppen geordnet, aus denen der Leser weitere Schlüsse zu ziehen eingeladen ist.

Im Bergischen und in der Nachbarschaft von Jülich sagt der Bauer: Im Monat Hornung regiert „das Wis“. „Das Weib“ ist gegenwärtig das Weib der Weiber, Maria, deren Reinigung zugleich mit der Lichtmesse (am 2. Febr.) gefeiert wird. Einst könnte es die Erdenmutter Bertha oder Nerthus gewesen sein, deren Kräfte sich, dem Volksglauben zufolge, schon im Januar zu regen begannen.*) Maria wird auf alten Bildern häufig in einem Schiffe stehend dargestellt, der Heidenglaube scheint sich jene Göttin als auf einem Wolken-schiffe dahersahrend gedacht zu haben und wie später gezeigt werden soll ging zur Fastnachtszeit in alter Zeit an verschiedenen Orten ein Schiff durch das Land — ein Gebrauch, der von der Kirche wiederholt als ein heidnischer gemißbilligt wurde. Ebenso eiferten die frühesten deutschen Bischöfe fleißig gegen das Anzünden von Lichtern am Tage Marias Reinigung und gegen die „teuflischen“ Tänze an demselben, so wie gegen den Zauber, der an ihm vorgenommen wurde. Später aber nahm die Kirche diese Gebräuche theilweise auf und es entstand die Lichtmesse, die ganz so wie in der Gottesmutter die alte Erdenmutter aufgehoben blieb, eine große Anzahl jener heidnischen Teufeleien an sich aufbewahrte, während andre sich nach der weniger streng beurtheilten Fastnachtszeit hinschlüchteten, welche auf diese Art ein wahres Receptaculum heidnischen Spuks und heidnischen Jubels wurde.

An Marias Reinigung oder Lichtmess blieben folgende Gebräuche haften: Außer der Weihe der Kerzen, die man das Jahr über in der Kirche brauchen wollte, wurde am Rhein auch eine Weihe von Lichtern zu Privat-zwecken veranstaltet. Diese Kerzen sollten die Häuser vor Zauberei und Gewitterschaden schützen und man gab sie Sterbenden zur Verscheuchung böser Geister in die Hand. Jeder brachte sein Wachslicht zur Kirche mit und nach der Handlung der Weihe, während des Hochamtes, zog die Gemeinde mit angezündeten Kerzen, Marienlieder singend, durch das Kirchenschiff, wie ihre Vorfahren vielleicht — der sogleich zu erwähnende schwäbische Funzentag, das Oster- und das Johannisfeuer geben Winke zu solcher Vermuthung — brennende Spähne oder Strohbüschel tragend, Hymnen an Bertha singend, das

*) Am Tage Fabian und Sebastian (20. Januar) tritt der Saft in die Bäume, sagt man am Rhein.

Heiligthum der Erdgöttin tanzend umkreist hatten. Blieb bei diesem Umzuge auch nur eine Kerze brennen, so gab es ein gutes Bienenjahr. Auf Lichtmessen, sagt der Aberglaube, fangen die Lerchen an zu singen; hört man sie eher, so werden sie nachher wieder stumm. Wenn zu Lichtmess die Sonne dem Pfarrer auf die Kanzel scheint, so muß der Dachs noch sechs Wochen unter der Erde bleiben, heißt es in Schwaben. Dagegen sollen im Bergischen die Weiber im Sonnenschein tanzen, damit der Flachs, (der unter der Obhut jener Göttin stand) gut gerathe. Bei diesem Tanze zu Ehren des flachsverleihenden Sonnenscheins trugen sie einst Hollundergerten (Hollunder, Frau Ellhorn in den deutschen Herzogthümern, ein heiliger Baum) in den Händen, mit denen sie die Männer schlugen, die sich der Tanzstelle näherten. Wer von Neuvermählten am Lichtmestage zuerst ins Bett steigt, sagt man bei Cleve, der muß zuerst sterben.

„Lichtmess bei Tag es
Unds Spinnen vergeß“

lautet eine schwäbische Bauernregel. Sodann galt vor Alters am Rhein der Lichtmestag für den Ehrentag der Verschwender und der leichtsinnigen Taugenichtse. Endlich mag der Umstand in Betracht zu ziehen sein, daß an diesem Tage bei Tübingen und in Schwäbisch-Hall das Gesinde „wandert“ d. h. ab- und anzieht. Ebenso findet am Niederrhein und im Oberbergischen auf Lichtmess der Dienstwechsel statt und die nächsten drei Tage feierten Knechte und Mägde.

Wie viel von der Bedeutung der Tage zwischen Lichtmess und Fastnacht Erinnerung an das heidnische Fest des Februar ist, lassen wir dahingestellt. Doch mag einiges davon hier Platz finden. Am Tage nach Lichtmesse, also am 3. Februar, der dem St. Blasius geweiht ist, werden in niederrheinischen katholischen Gemeinden die Hälse gesegnet, damit sie vor Kröpfen gesichert sind. Am Agathentage, den 5. Februar, kleben die Bauern in der Gegend von Marbach und Friedingen in Schwaben Zettel mit Sprüchen und Beschwörungen an ihre Thüren, um die Häuser vor Feuer zu schützen. Am Tage der heiligen Apollonia, den 9. Februar, muß der mit Zahnschmerzen Behaftete sich im Namen der Heiligen mit einem eisernen Nagel das Zahnfleisch blutig rizen und den Nagel dann in einen Lindenbaum schlagen, so hört der Schmerz für das ganze folgende Jahr auf. Der Valentinstag (14. Februar) ist ein Unglückstag. Das dann geworfene Fohlen oder Kalb mißrath und die dann gesetzte Henne brütet die Eier faul. Dagegen ist Petri Stuhlfeier ein Glückstag. Macht man an diesem Tage (22. Februar) den Hühnern Nester, so bekommt man viele Eier von ihnen; auch war er zu Beschwörungen zu empfehlen. Namentlich vertrieb früher der westphälische Bauer an ihm die Schlangen und Molche durch eine gewisse Ceremonie aus Stall und Haus. Morgens

bei Sonnenaufgang klopfte der Hausvater mit einem Kreuzhammer an die Eckpfosten der Gebäude in feirem Gehöste und sprach dazu:

„Herus, herus, herus!
Schlangen us Stall und Hus!
Schlangen und Biemöllen
Sie nit berbergen söllen.
Sant Peter und die liebe Frau
Verbiet sich Hus und Hof und Au.

Biemöll und Schlangen herus!
Ueber Land und Sand,
Durch Hecken und Strüch,
Durch Lohf und Gras,
In die diepen Kuhlén,
Da söllt ihr versühlen.“

Dieser Brauch wird im Siegnerland das „Sutvugeljagen“ genannt und kann zu einer andern Ceremonie des heidnischen Frühlingsfestes, dem Austreiben oder Austragen des Todes oder Winters gestellt werden.

Von größter Wichtigkeit für die Feststellung der Gestalt jenes Frühlingsfestes der germanischen Heiden ist die Sitte des sogenannten Bifkenbrennens, die früher in Nordfriesland herrschte und die wir mit dem schwäbischen Funzentage zusammenhalten dürfen. Am Tage Petri Stuhlfeier zündete man auf der schleswigschen Insel Silt auf gewissen Hügeln große Feuer an und die Schiffer, die am nächsten Morgen wieder in See gingen, tanzten mit ihren Frauen und Bräuten um die Flammen, indem sie dabei brennende Strohwische schlangen und in einem fort „Wedke teare! oder „Wife tare!“ d. h. liebes Wodanchen, riefen. Die Morsumer brannten ihr Feuer auf dem Hilligenhoog, d. i. Heiligenhügel ab, die Keitumer auf dem Wedes- oder Winjschoog. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das Fest auf der ganzen Insel gefeiert und am Tage nachher gezechet und geschmaust. Der Eifer der Prediger vermochte nichts zur Ausrottung. Da geschah es einst, als die Mantumer wie gewöhnlich in der Nacht vor dem Petritage den Wede angerufen und sein Feuer angezündet hatten, daß sie, heimgekehrt und zu Bett gegangen, plötzlich geweckt wurden und zu ihrem Erstaunen auf dem Berge abermals eine gewaltige Flamme emporlodern sahen. Sie eilten hin, um sie zu löschen. Da erblickten sie ein schwarzes Ungethüm, gleich einem ungeheuern Pudel auf der Höhe und weil sie nun fürchteten, es sei der Teufel, so gelobten sie, das Bifkenbrennen fürderhin sein zu lassen. Die andern Dörfer folgten ihrem Beispiel. Die Kinder jedoch setzten die Sitte hin und wieder fort und auf Westerlandsöhr und Oberlandstilt zünden sie noch heute am 22. Februar die Feuer an.

Man vergleiche hiermit den Umstand, daß an demselben Tage früher auf Silt das große Frühlingsthing (Thing = Volksversammlung zum Zwecke der Gerichtspflege) gehalten wurde und man hat dasselbe Fest vor sich, welches in andern Gegenden mit der Fastnacht oder dem ihr folgenden Sonntage, wieder in andern mit Ostern oder mit der Walpurgisnacht verbunden, aus dem Heidenthum ins Christenthum hereinragt und halten wir dies fest, so liegt der Schluß nicht fern, daß der Narrenzug der Fastnacht manchen seiner Grundbestandtheile nach kein anderer, als der Herenzug nach dem Blocksberge ist, von dem in

einem frühern Artikel dieses Zusammenhangs die Rede war. Die Kirche verwandelte, wo sie die heidnischen Feste nicht zu vernichten oder sich nicht zu assimiliren vermochte, die Ceremonien derselben entweder in Narrethei oder in Zauberei und Teufelspuk, wie sie die Götter, welche ihre Heiligenglorie nicht annehmen wollte, entweder zu lustigen Fragen und Kinderscheuchen oder zu Teufeln und Gespenstern herabsetzte. Die Fastnacht ist, wenn man von ihr das römische und das christliche Element, das unzweifelhaft in ihr vorhanden ist, abzieht, ein Stück jener Narrethei, der Tanz und Schmaus der Heren auf dem Blocksberge ein Stück jenes Teufelspucks, zu dem das hier früher, dort später abgehaltene, hier dem Wuotan, dort vielleicht dem sommerlichen Gotte Fro, dort endlich der Erdmutter Bertha oder Holda zu Ehren gefeierte Frühlingsfest herabgesunken war.

Von mittelalterlichen Schriftstellern wird der Fastnachtszug gradezu als Darstellung des wilden Heeres bezeichnet und daß dieser Ausdruck nicht blos symbolisch gemeint war, läßt sich aus mancherlei Ueberbleibseln der alten Sitte vermuthen. Wir zählen, indem wir das wilde Heer als eine Verdüsterung des Umzugs Wuotans oder Frau Holles auffassen, dahin zunächst den alten fränkischen Gebrauch, nach welchem man am Fastnachtsabend einen feurigen Pflug (das Symbol Berthas) so lange umherzog, bis er in Trümmer fiel. Ferner gehört hierher das Schiff, welches in den Niederlanden und noch in der neuesten Zeit in Ulm zu Fastnacht umhergeführt wurde; denn auch das Schiff war, wie bereits bemerkt, ein Attribut jener Göttin und die Geislichen wußten das; denn sie nannten es ein „Teufelschiff“. Sodann mag hier der Zimbertsfeier in der Grasschaft Mark gedacht werden, in deren Namen schon ein Anklang an die Göttin Bertha gefunden werden könnte. Dieselbe findet am Donnerstag vor Fastnachten statt, wird am Rhein Hubestofent oder Mützenbestohd, auch Weiberfastnacht genannt und bestand früher darin, daß die Burschen des Dorfes, einen Anführer mit einem Spieße voran, einherzogen und mit einem Bettelliede Gaben einsammelten, die in Fischen und Mehlklößen bestanden. Man machte dabei einen großen Lärm und zündete den Mädchen, die ihren Rocken nicht rein abgesponnen hatten, den darauf noch befindlichen Flachs an, damit Bertha, die zu dieser Zeit ebenfalls umherziehend gedacht wurde, um die Fleißigen zu belohnen und die Faulen zu bestrafen, nicht Ursache zu letzterem habe. Bei Köln reißen sich an diesem Tage die Weiber einander die Mützen vom Kopfe und laufen mit fliegenden Haaren wie Bachantinnen umher.

Die eigentliche Fastnacht ist im katholischen Deutschland noch allgemein ein Fest der Nummerei und der tollsten Ausgelassenheit. Man hat die Verkleidungen mit der römischen Sitte, die Ausgelassenheit damit erklärt, daß man sich noch einmal recht austoben und noch einmal recht zechen und schmau-

fen wolle, ehe die Zeit der Trauer und der Entbehrung beginnt. Schon der Name Fastnacht (die Feste der germanischen Heiden, z. B. Mainacht, Mittsommernacht und Weihnacht wurden wol meist des Nachts gefeiert), noch mehr das Vorhergehende, namentlich aber das Folgende dürfte zeigen, daß damit nicht alles erklärt ist.

Auf der Rhön herrscht der Fastnachtsgebrauch, daß Knaben und Mädchen mit brennenden Strohwischen durch die Felder laufen, um „den bösen Säemann zu vertreiben“ — was aber hat dieser mit den römischen Luperalien und den christlichen Fasten zu schaffen? In Franken umflocht man an demselben Tage ein altes Rad mit Stroh, trug es auf einen Berg und ließ es angezündet unter Jubelgeschrei ins Thal hinablaufen — das Rad aber war in alter Zeit entschieden ein Symbol Wuotans, des Himmelsgottes. Am Niederrhein bediente man sich zur Vermummung gewisser Larven, die auch bei der „Thierjagd“, einer Katzenmusik, welche bösen Ehemännern gebracht wurde, eine Rolle spielten, der Bungalawe, des Bömann oder Bumann, des Grimes, des Spekrägers u. a. m. Eine Andeutung, daß sich hinter der Posse ein Götterzug verbirgt, kann darin erblickt werden, daß im Odenwalde am Sonnabend vor Fastnachten die Bäuerinnen leckere Speisen kochten und diese die Nacht über bei offenen Thüren auf dem Tische stehen ließen, „damit die Engel sich davon zulangten,“ die man sich also in dieser Zeit umherwandernd dachte und statt deren einst andere Himmliche umherziehen mochten. In Faurndau bei Göppingen in Württemberg ließ man sonst stets etwas vom Fastnachtschmause übrig für die „Erdwichte“, die einzigen göttlichen oder halb göttlichen Wesen, welche hier aus der Heidenzeit deutlich im Volksbewußtsein zurückgeblieben waren. In Forbach stellten sich alljährlich zwölf Seeweiblein aus dem berühmten Mummelsee zum Fastnachts-tanze ein. In Wiesensteig spielte früher bei dem Mummenschanz der Fastnacht die Darstellung eines Gespenstes, welches in Schwaben als wilder Jäger und Anführer des wüthenden Heeres auftritt und schon durch seinen Namen, einen Beinamen Odins in der Edda, auf seine Bedeutung hinweist, der „Breithut“ (in der Edda sidhötte) eine Rolle. Zu Bretten in Baden schreckt man die Kinder, die beim Backen der Fastnachtsküchlein nicht aus der Küche weichen wollen, mit der „Fastenmutter“, die mit Nadeln sticht.

Von Wichtigkeit sind ferner die Observanzen, die sich im Volksaberglauben an die Fastnacht knüpfen. Hierher gehören zunächst die Fastnachtspeisen, von denen einige in christlicher Zeit aufgekomen sind, andere wahrscheinlicher, gleich dem Oberkopfe der Weihnacht, in die Heidenzeit hinaufreichen. Wer im Ansbachschen zu Fastnacht Hirsebrei isst, dem geht das ganze Jahr das Geld nicht aus, und wer am Aschermittwoch kein gelbes Muf in der Schüssel hat, wird vor Martini zum Esel. In Sachsen bäckt man zu Fastnacht eine eigenthümliche Sorte Buchweizenkuchen, „Plinsen“ genannt, in Mecklenburg „Heet-

weggen“, heiße Wecken, rautenförmige Brote in der Form eines Rades mit vier Speichen, die aus feinem Mehl, Eiern, Butter und Gewürz bestehen und in Milch gekocht werden. Ferner muß der Brezeln oder Hornassen gedacht werden, die ursprünglich vielleicht auch das Sonnenrad vorstellen sollten. Endlich gehören die Fastnachtskringeln oder Kreppeln hierher, denen man jetzt die Gestalt eines länglichen Vierecks mit gezähntem Rande gibt.

Andere Observanzen der heiligen Zeit, die wir beiläufig erwähnen, sind folgende: Fastnachts die Bäume beschnitten, sichert dieselben gegen Raupen und Milben. Fastnachts die Aepfel- und Birnbäume mit Strohkränzen umwunden macht, daß sie reichlich tragen. Fastnachts in Marias Namen Milch gegessen, schützt vor Sonnenstich im Sommer. Fastnachts früh nüchtern und schweigend gedroschen, vertreibt die Maulwürfe. Wer dagegen an diesem Tage spinnt, dem mißrath der Flachs — denn er hat, fügen wir (auf Grund einer ähnlichen abergläubischen Vorschrift für den Dreikönigstag, an dem Bertha im Orlagau und in Kärnthn umherzieht) hinzu, die Göttin nicht geehrt, der dieser Tag in einigen Gegenden besonders heilig war. Um Fastnacht sahen früher allgläubige Leute häufig an den Katzen Spuren von Anschirung, indem die Haare an Hals und Schultern zusammengedrückt und diese Stellen bisweilen sogar wund waren. Sie erklärten sich mit dem Glauben, daß die Thiere Hexen gezogen hätten; wir glauben richtiger zu rathen, wenn wir meinen, sie könnten der Göttermutter, die mit einem Katzenspann fuhr, als Zugthiere gedient haben. Wer im Ansbachschcn Fastnachts Strohseile knüpft und auch nur ein einziges davon zu einer Garbe unter einen ganzen Schober Getreide nimmt, der bewahrt sein Korn vor Mäusefraß. Wer auf der Rhön an diesem Tage um seinen Gartenzaun geht, dem kann das ganze Jahr über keine Plank davon gestohlen werden. In der Matthiasnacht, die auf Petri Stuhlfest folgt, flechten in verschiedenen Gegenden Nordwestdeutschlands die Mädchen einen Kranz von Epheu oder Wintergrün und einen zweiten von Stroh, gehen damit an eine Quelle, zünden Lichter um dieselbe an, und werfen die beiden Kränze hinein. Dann umtanzen sie das Wasser unter dem Gesange von sogenannten Schweigtagsfreierliedern oder Gesängen zum Lobe Marias und gehen hierauf rücklings nach der Quelle, um einen der Kränze herauszugreifen. Fassen sie einen grünen Kranz, so bedeutet es Glück, bekommen sie dagegen einen Strohkranz in die Hand, so zeigt es Unglück an.

Wieder andere norddeutsche Fastnachtsgebräuche sind: Die Aufspflanzung von Tannenbäumen vor den Thüren, das Beschenken mit grünen Sträußen, das Umhertragen von Tannenzweigen und das Schlagen mit denselben. Wo man diese Zweige bloß schenkt, nennt man es „einen grünen Fastelabend bringen.“ Wo man, wie in Leipzig, damit schlägt, sagt man, man wolle „die Asche abkehren.“ Für beides wird ein Geschenk gereicht, und beides weist auf

ähnliche Reste des altgermanischen Frühlingsfestes z. B. auf die Umgänge der schlesischen Sommerkinder und auf die Sitte des Sommertags am Rhein hin, die einige Wochen später im Jahre ihre Stelle haben. In Niedersachsen nannte man früher das Schlagen mit solchen Ruthen „Heetweggenstäupen“, und zwar wurde es besonders von den Burschen an ihren Mädchen vollzogen; die, in ihrem Bette überfallen, auf nicht allzu decente Weise so lange geschlagen wurden, bis sie sich mit einem Heetweggen lösten. Eine zartere Variation des Gebrauchs, die noch jetzt vorkommt, war die, daß man sich bloß die Finger stäubte oder mit hübschen, aus Silberdraht geflochtenen Ruthen sich beschenkte, die mit allerhand Rippen der witzigen Liebe, Wickelkindern, Störchen, sich schnäbelnden Täubchen geschmückt waren. Eine noch seltsamere und unerklärlichere Gewohnheit war die, daß man die Hunde peitschte, wenn man am Fastnachtsmorgen aufgestanden war.

Vor allen wunderliche Fastnachtsgebräuche hat Schwaben aufzuweisen, und auch hier findet sich manches, was einen älteren Ursprung vermuthen läßt. Der letzte Donnerstag vor der Fastnacht heißt zu Altdorf bei Weingarten der „gumpige“, weil an ihm vor dem Rathhause ein Tanz aufgeführt wird und gumpen im hiesigen Dialekte hüpfen heißt. Der darauf folgende Freitag wird der „bromige“ genannt, weil man an ihm sich gegenseitig die Gesichter zu schwärzen (schwäbisch: bromen) sucht. Der Sonnabend aber führt den Namen „schmalziger Samstag“, da an ihm die Heren und die bösen Weiber Schmalzküchlein backen sollen. Ein ähnliches Gebäck sind die fetten „Fastnachtsöhrl“, von denen man, wie anderwärts den Wichteln oder Engeln, dem Fuchse zwei Stück unter einen Baum legt, damit er sich das Jahr über nicht an den Hühnern vergreife.

In Friedingen an der Donau ging früher in der Fastnacht ein Bettelmann herum, knallte mit der Peitsche, jauchzte hell auf und sammelte in seinen Schmozblätter, d. h. Fettnapf, Fastnachtskuchen und Eier, wobei er in einem langen Bettelspruche erklärte, er sei aus fremden Lande von seinem Herrn gesandt, um zu sehen, wie man seine Angelegenheiten im Stande und ob das Gut sich vermehrt habe, zugleich aber den gebührenden Tribut zu erheben. In Ulm wird, wie bemerkt, noch jetzt bisweilen ein Umzug mit einem Schiff gehalten. Wenn noch Schnee liegt, wird es auf einen Schlitten gestellt, und dann fahren die Leute darin unter Musik und Jubel in der Stadt umher. In Bühl und auf den Filbern spielt zu Fastnacht der sogenannte „Barbiertanz“ eine Hauptrolle. Der Doctor Eisenbart muß jemand rasiren und zwar mit einem Löffel, wobei er beständig hüpfend das bekannte Lied vom Doctor Eisenbart singt. Darauf schneidet er einem Höckerigen seinen (künstlichen) Buckel herunter. Endlich muß er einem Kranken zur Ader lassen, wobei ihm das Unglück passirt, daß der Patient ihm unter den Händen stirbt und trotz aller Be-

mühungen des Doctors todt bleibt, bis dieser endlich zum letzten Mittel greift und ihm vermittelst eines Rohrs durch den Hintern wieder Leben einbläst.

Wichtiger als diese plumpen Späße ist ein Gebrauch, der gleichfalls in Bühl zu Fastnachten vorkommt und entschieden an den märkischen Schimmelreiter erinnert, welcher einige Wochen vor Weihnachten umherzieht und aller Wahrscheinlichkeit nach Ueberreste einer Procession zu Ehren Fros oder Wodans oder eines Umzugs dieser Götter selbst ist. Man füllt nämlich einen Sack mit Heu oder Häckerling, deckt ein weißes Laken darüber, macht vorn einen Pferdekopf mit langen Ohren aus den Zipfeln des Luchs und zäumt diesen Sack auf wie ein Pferd. Dann nehmen ihn zwei Bursche auf die Schultern, aber so, daß ihr Kopf und Oberleib unter der Decke verborgen bleiben; ein Dritter setzt sich auf den Sack, reitet im Dorfe umher und sucht seinen Gaul zu verhandeln. Die Käufer erkundigen sich nach den Eigenschaften des Schimmels und fragen z. B. ob er nicht schlage oder beiße, und so wie der Reiter versichert, daß er niemandem etwas thue, und sie ihm nahen, schlägt er hinten und vorn aus, zum großen Ergötzen der Zuschauer. Das Pferd wird merkwürdigerweise der „Gollisch Bock“ genannt, ein Ausdruck, der an den Klapperbock mahnt, welcher in Pommern hin und wieder den Schimmelreiter begleitet. Beim Herumziehen werden Geld und Victualien eingesammelt, die man nachher gemeinsam verzehrt.

An verschiedenen schwäbischen Orten herrscht dagegen eine Sitte, die mit dem bekannten Todausstreiben fast völlig übereinstimmt. In Bühl, in Friedingen und in Wurmlingen bei Rotenburg wird nämlich „die Fastnacht begraben.“ Ein Bursch wird in Stroh eingestochen und an einem Seile als „Bär“ im Dorfe herumgeführt, um nach der Flöte des Führers vor jedem Hause zu tanzen. Dieser Barentanz wird den Montag und Dienstag fortgesetzt. Am Aschermittwoch wird dann ein falscher Strohmann gemacht, in einen Sarg gelegt und unter Trauermusik hinausgeföhren, um auf dem Felde eingescharrt zu werden. Als Zehrung bekommt er einige Fastnachtsküchlein mit auf den Weg. Bei diesem Begraben der Fastnacht wird in Wurmlingen eine Rede gehalten, die alles Lächerliche und Seltsame, das während des letzten Jahres im Orte vorgekommen ist, offen Preis gibt. Namentlich ergießt sich der Spott des Redners über alle Mädchen, denen sich etwas anhängen läßt. In Rottweil wurde der „Fastnachtsnarr“, der gleichfalls in Stroh gehüllt einhertritt, am Aschermittwoch betrunken gemacht und dann unter einem großen Strohhaufen begraben, wobei sich ein gewaltiges Jammern und Wehklagen erhob. In Altdorf und Weingarten wurde der Fastnachtsnarr ins Wasser geworfen, eine Sitte, die wie der augsbürger „Wasservogel“ als Abart des Todausstreibens aufzufassen ist, und zu der ein Gebrauch, der früher in Munder-

lingen an der Donau herrschte, ein interessantes Seitenstück bildet. Hier mußte nämlich am Aschermittwoch der jüngste Bürger der Stadt d. h. derjenige, welcher zuletzt Hochzeit gehalten, dreimal in den Marktbrunnen springen. Alle Bürger begleiteten ihn vom Rathhause bis zur Stelle, er trug weiße Hosen und eine rothe Weste. Ehe er hineinsprang, wurde das etwa zehn Fuß tiefe Wasser umgerührt, so daß es recht wallte. Dann brachte der Springer ein Vivat aus, worauf er seinen Sprung that. Sobald er wieder emportauchte, reichte man ihm eine Stange, damit er wieder herauf kommen konnte.

Dann sprang er auf dieselbe Weise noch zweimal hinab und brachte jedes Mal ein Hoch aus; das erste galt dem Liebchen, das zweite dem König, das dritte gewöhnlich dem Magistrat. Den Beschluß machte ein Schmaus. Jetzt ist das Brunnenspringen bei Strafe verboten. Mit der rheinischen Weiberfastnacht trifft die früher in Dornhan übliche Sitte zusammen, nach welcher dort am Aschermittwoch die Weiber Meister waren und jede Frau im Orte auf Kosten der Gemeinde einen Schoppen Wein trinken durfte. Auch dieser Brauch ist schon geraume Zeit abgeschafft.

Auch in Weilheim bei Tübingen feierten ehemals die verheiratheten Frauen um Fastnachten ein Fest, wobei sie in gewissem Grade die Stelle der Männer einnahmen. Sie hatten nämlich das Recht, alle Jahre um die Zeit, wo man die Eichen fällt und abschält, sich eine Eiche auszusuchen und zu verkaufen, das gelöste Geld aber zu vertrinken. Die einzige Bedingung war, daß sie den Baum selbst umhauen mußten. Später wurde ihnen statt der Eiche eine runde Summe Geldes gegeben, welche der Dorfschultheiß auszahlen mußte. Es gingen um die genannte Zeit drei bis vier Weiber zu ihm und sagten, indem sie ihre Arzte zeigten: „Wir wollen unsre Eiche hauen.“ Darauf bekamen sie das Geld und vertranken es mit ihren Nachbarinnen auf dem Rathhause. War der Wein so theuer, daß die Summe nicht ausreichte, so sammelte man freiwillige Beiträge. Eine Frau, die diesem Trunke nicht beiwohnen konnte, durfte sich ein halbes Maß ins Haus holen lassen; erschien sie jedoch, so konnte sie trinken so viel sie mochte und vertragen konnte.

Von ganz besonderem Interesse für unsern Zweck ist endlich die seltsame Ceremonie, welche im Rheingau Hallfeuer, in Oberschwaben, wo sie noch in den letzten beiden Jahren an vielen Orten vorgenommen wurde, Funkenfeuer heißt und mit jenem ganz oben im äußersten deutschen Norden, auf der Nordseeinsel Silt üblichen Bissenbrennen große Aehnlichkeit hat. Der erste Sonntag nach Fastnachten wird in dieser Gegend fast allgemein der weiße Sonntag genannt, wobei zu bemerken ist, daß die weiße Farbe in der deutschen Götter- und Gespensferwelt stets die Bedeutung des Lichten und Guten hat. Andere nennen ihn auch wol den Funkenntag oder den Scheibensonntag. An

demselben findet eine eigenthümliche und sehr charakteristische Volkslustbarkeit statt, bei der man im Allgemeinen folgendermaßen verfährt:

Man sammelt im Dorfe von Haus zu Haus Holz und Stroh, baut davon auf einer Anhöhe einen Scheiterhaufen, steckt in die Mitte desselben eine mit Lumpen behangene Strohpuppe, die „eine Here“ vorstellen soll, und zündet mit einbrechender Dunkelheit den Holzstoß an. Während er und die „Here“ (die gleich dem ausgetragenen und ersäufsten Tode und gleich der begrabenen Fastnacht beinahe unzweifelhaft den Winterriesen der Heidenzeit in sich birgt) miteinander verbrennen, singen die Anwesenden ein geistliches Lied. So weit ist die Ceremonie völlig dieselbe, die wir in den norddeutschen Osterfeuern und in dem Baakenbrennen vor uns haben, welches letztere in Ditmarschen in der Walpurgisnacht stattfindet. Dann aber beginnt die Hauptfeierlichkeit, das sogenannte „Scheibenschlagen“. Man macht sich dünne runde Holzscheiben von der Größe eines Handtellers, bohrt in die Mitte ein Loch, steckt sie an zugespitzte Stöcke, hält sie an diesen in das Feuer und schwingt sie, sobald sie brennen, etliche Male, um sie schließlich mit aller Kraft emporzuschleudern. Dabei bedient man sich einer länglichen Scheibenbank mit drei Füßen, die man dergestalt in den Boden treibt, daß der Sitz der Bank eine schräge Fläche bildet. Um die Schwungkraft zu steigern und die Scheibe möglichst hoch zu treiben, streift man mit dem Stocke über diese schiefe Fläche, sobald die Scheibe abspringen soll. Während des Schwingens sagt man das erste Mal folgenden Spruch:

„Scheible aus und ein!

Wem soll die Scheibe sein?

Die Scheibe soll der heiligen Dreifaltigkeit sein.“

So in Lettmang und im Kloster Weingarten. Die zweite Scheibe verehrt man gern der Landesregierung, und die dritte wird entweder zu Ehren des Pfarrers, des Schultheißen, des Schächens oder irgendeines guten Freundes geschlagen. In Altshausen lautet der Spruch:

„Scheib auf, Scheib ab

Die Scheib geht krumm und grad,

Die Scheib geht rechts und links,

Gehr aus und ein,

Geh dem (oder der) N. N. zum Fenster hinein.“

In Friedingen an der Donau hält man das Scheibenschlagen stets auf einer Anhöhe, die das „Härtle“ — der kleine Hain — heißt. Jetzt herrscht die Sitte des Scheibenschlagens noch in der Umgebung von Altdorf, Wolperschwende, Bligreute, Baiensfurt, Frohnhofen, ferner im Wiesenthal, bei Ravensburg, Lettmang, Leutkirch, Wangen und Waldsee. Die Scheiben trägt man an einer Schnur und hat immer auch mehre Schleuderstöcke bereit. In der Nachbarschaft von Wangen schießt man auch während des Scheibenschleuderns.

Auf den hiesigen Bergen hat man am Funkensonntage einen prachtvollen Anblick, denn man sieht dann nicht bloß in der unmittelbaren Umgebung, sondern auch in der Schweiz, in Tirol und Vorarlberg Feuer auslobern und feurige Scheiben steigen. Dieselbe Sitte kommt hier und da in Baiern vor, und selbst die deutschen Dörfer in Graubündten üben den alten Brauch und haben ähnliche Sprüche dabei.

In Oberschwaben werden am Funkensonntage „Funkenringe“ gebacken, das Stück zu einem Kreuzer. Sie haben die Form von Brezeln, werden aber dann mit frischem Teig überschüttet und so in Fett gebacken, wodurch der Ring größer und zackig wird.

Im Wiesenthale ziehen die Burschen nach dem Scheibenschlagen herum und sammeln Küchlein von den Mädchen ein, deren sie beim Abschneiden ihrer Scheiben gedacht. Dabei singen sie:

„I ha euer Tochter Schibe g'schlage,
 Ir wer mers Küchle nit versage.
 D' Schibe fabre hin und her,
 Mer esse d' Küchli allt gern.
 D' Küchli raus, d' Küchli raus,
 's is e schöni Tochter im Haus.“

Der Ähnlichkeit dieser Volkslustbarkeit mit dem freifrischen Gebrauche des Bitfenbrennens ist bereits gedacht. Wie aber erklärt sie sich? Das Christenthum gibt so wenig wie das römische Heidenthum eine Deutung an die Hand. Eher findet sich eine solche in der Meinung der alten Leute, welche einst der Ansicht waren, wenn der Mensch an diesem Tage keine Funken mache, so mache der Herrgott welche durch ein Wetter. Man könnte vermuthen, daß statt des Herrgotts früher der Gewittergott genannt worden sei, und danach schließen, die Feier habe dem Donner gegolten, und es sei vielleicht an diesem Tage dessen Sieg über den Winter gefeiert worden. Andererseits weisen die feurigen Scheiben, die durch die Luft laufen, wie das fränkische Fastnachtsrad bergab, auf die Sonne und den Himmelsgott Wuotan. Es wird kaum möglich sein, hier etwas Gewisses aufzustellen. Nur das scheint gewiß, und wird durch die zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit geschlagene erste Scheibe und durch das am Holzstoß gesungene geistliche Lied bestätigt, daß wir nicht bloß eine Fastnachtsspoße, sondern den Rest einer religiösen Feier vor uns haben. Dies aber gibt uns die Erlaubniß, auch in denjenigen Gebräuchen, Sprüchen und Meinungen der Zeit von Lichtmesse bis Fastnachten, welche keine Anknüpfung an Christliches und Römisches zuzulassen scheinen, bis auf weiteres Spuren eines deutschheidnischen Frühlingsfestes zu erblicken.